

»Der intellektuelle Dialog lebt von der Vielsprachigkeit«

»Deutsch plus« und andere Initiativen zur Stärkung der Geisteswissenschaften –
Im Gespräch: Ulrike Jaspers mit DFG-Vizepräsidentin Prof. Dr. Luise Schorn-Schütte

? 2007 ist das Jahr der Geisteswissenschaften – endlich! »Die Geisteswissenschaften. ABC der Menschheit« – ein griffiger Slogan für diese vom Bundesministerium für Bildung und Forschung ausgerufene Aktion. Doch verbirgt sich dahinter mehr als nur ein Sammelsurium an Einzelthemen – Vielfalt, aber wenig Gemeinsamkeit?

Schorn-Schütte: Bei aller Kritik, die geübt wird, es gibt durchaus eine Einheit der Geisteswissenschaften. Was uns als Geisteswissenschaften verbindet, ist einerseits die historische Auseinandersetzung mit nationalen und internationalen Traditionen und zum anderen der Umgang mit Sprache als Forschungsgegenstand, von den historischen Sprachen bis hin zu den aktuellen. Insofern ist es nicht ein Sammelsurium, sondern eher ein gemeinsamer Kern, der sich in verschiedenen Fächern kundtut.

? 17 Studienbereiche und 96 Fächer werden vom Wissenschaftsrat unter den Geisteswissenschaften aufgeführt. Sehen Sie da verbindende Elemente?

Schorn-Schütte: Dass sich die Geisteswissenschaften so stark differenziert haben, hat historische Gründe. Im 19. Jahrhundert waren lediglich Philosophie, Geschichte, Philologie und Theologie die zentralen Wissenschaften; das ist auch heute noch der Kern, aus dem sich die anderen Wissenschaften entwickelt haben. Dann kamen im Zuge der kolonialen Auseinandersetzungen die Sprachwissenschaften hinzu. Und im 20. Jahrhundert hat sich das Spektrum Richtung Sozial- und Kulturwissenschaften weiter entwickelt. Wer eine gemeinsame Geschichte hat, hat aber auch Verbindendes!

? Jahrelang haben sich die Geisteswissenschaftler beklagt, dass sie

nur unzureichend gefördert werden, deutet sich jetzt endlich eine Trendwende an?

Schorn-Schütte: Das Wehklagen war nach meiner persönlichen Einschätzung nicht sachlich begründet. Es hat aber sicher dazu geführt, gezielt darüber nachzudenken, ob es sinnvoll ist, alle Wissenschaftsbereiche mit den gleichen Instrumenten zu fördern. Und da hat in der Tat innerhalb der DFG-Gremien in den vergangenen drei Jahren ein Umdenken begonnen. Geisteswissenschaftler brauchen vor allem Forschungszeit, um sich individuell in ihre Themen vertiefen zu können. Deshalb hat die DFG jetzt neue Programme entwickelt, wie zum Beispiel die Kolleg-Forschergruppen, eine Exzellenzförderung speziell für die Geisteswissenschaften. Eigene forschende Tätigkeit soll innerhalb von Forschungsinstrumenten ermöglicht werden, die sich der Forscher frei zusammenstellen kann: freie Zeit, Integration von Nachwuchswissenschaftlern, Graduiertenkollegs sowie Fellow-Programme für Gäste aus dem In- und Ausland. Diese Kolleg-Forschergruppen sollen Raum schaffen für den wis-



senschaftlichen Austausch und für das eigene Arbeiten.

? Nach der ersten Runde der Exzellenzinitiative hagelte es Proteste: Die Geistes- und Sozialwissenschaften haben von den dicken Kuchen kaum etwas abbekommen. Ihre Anträge scheiterten mit einer fünfmal so hohen Wahrscheinlichkeit wie die aus den Natur- und Technikwissenschaften. In der zweiten Runde scheint sich das Blatt zu wenden. Ist das auf die massive Kritik zurückzuführen?

Schorn-Schütte: Nein, das bestimmt nicht. Die Geistes- und Sozialwissenschaften sind mit ihrer Forschungstätigkeit in erster Linie nicht auf Gruppenarbeit ausgerichtet. Das ist eine spezifisch naturwissenschaftliche Arbeitsweise. Die Geistes- und Sozialwissenschaftler arbeiten eigentlich eher allein, suchen dann im kleineren Kreis, die Probleme weiter zu entwickeln. Und als nun das Programm zur Exzellenzinitiative ausgeschrieben wurde, mussten die Geisteswissenschaftler unter knappen Zeitvorgaben ein kooperatives großes Programm entwickeln. Das konnte so schnell nicht überall gelingen, deshalb sind in der ersten Förderrunde die Geisteswissenschaften nicht so erfolgreich gewesen. Doch jetzt haben sie sich darauf eingestellt; sichtbar ist dies ja auch bei der Fortschreibung unseres Frankfurter Antrages.





? »Herausbildung normativer Ordnungen« – so ist der Frankfurter Antrag für ein Exzellenzcluster betitelt und darf sich Hoffnungen auf eine Förderung in Höhe von 6,5 Millionen Euro pro Jahr machen. Es ist der zweite Anlauf, nachdem die Frankfurter Gruppe zunächst in der ersten Runde gescheitert war. Wie stehen die Chancen?

Schorn-Schütte: Ich denke, wir haben jetzt eine passable Chance. Selbst wenn wir mit dem Exzellenzcluster nicht erfolgreich sein sollten, sind wir in Frankfurt einen wesentlichen Schritt vorangekommen: Die beiden unterschiedlichen Richtungen, die es seit Jahrzehnten in den Frankfurter Geistes- und Sozialwissenschaften gibt und die jeweils in ihrem Kontext als wissenschaftlich exzellent anerkannt sind, haben eine gemeinsame Initiative gestartet. In der Nachfolge der berühmten Frankfurter Schule, die durchaus in ihren methodischen Ansätzen umstritten war, hat die jüngere Generation einen neuen eigenen Standort entwickelt, der nun auch anschlussfähig ist für andere exzellente Disziplinen an der Johann Wolfgang Goethe-Universität – unter anderem für die Historiker. Und das ist ein großer Erfolg für unsere Universität.

? Sie engagieren sich auch in diesem Kreis der Geisteswissenschaftler, die das Frankfurter Exzellenzcluster über die letzte Hürde bringen wollen. Wie haben Sie die Gruppenprozesse in den vergangenen Monaten erlebt?

Schorn-Schütte: Nachdem unser Antrag zunächst zurückgewiesen worden war und wir – in der Gewissheit, dass wir uns sehr wohl mit der Konkurrenz messen können – einen zweiten Anlauf gestartet haben, war uns klar: Diese beiden beschriebenen Gruppierungen – Politologen und Soziologen einerseits sowie Historiker und Teile der Philosophen andererseits – mussten sich zunächst einmal in einem offenen Gespräch aufeinander zu bewegen. Dieser Prozess war sehr, sehr spannend. Es war eine wichtige Erfahrung, die uns sehr motiviert hat.

? »Wenn sich Geistes- oder Sozialwissenschaftler für einen Antrag einsetzen, geschieht dies selten in der gleichen Bedingungslosigkeit wie bei Naturwissenschaftlern«, beschreibt der Politologe Michael Zürn, bis vor kurzem Mitglied in der Auswahlkommission der Exzellenzinitiative, die andere Kultur. Gehören diese Prozesse zur Konfliktkultur der Geisteswissenschaften?

Schorn-Schütte: Frau Starzinski-Powitz, meine Frankfurter Kollegin aus den Naturwissenschaften, hat dies sehr anschaulich beschrieben: Geisteswissenschaftler diskutieren am Anfang heftig, stampfen sich am ersten Tag in den Boden und am zweiten Tag sind sie dann fit, sich wieder »auszubuddeln«. Das trifft den Kern. Die Naturwissenschaftler sind da strategisch viel klüger: Sie halten in der Antragsphase zusammen, wenn es um das gemeinsame Geld geht. Wenn sie das haben, dann streiten sie sich genauso wie wir.

? Macht und Strategie – mit diesem Phänomen beschäftigen sich doch gerade die Geistes- und Sozialwissenschaftler. Warum können sie die Kenntnisse nicht zum eigenen Vorteil umsetzen?

Schorn-Schütte: Man sollte schon annehmen, dass das von der analytischen Ebene der Betrachtung auf die Handlungsebene übertragen werden könnte. Aber meine Erfahrungen sind eher, dass zu wenig strategisch gedacht wird. Doch die nachwachsende Generation scheint das deutlich besser zu beherrschen, das zeichnet sich bereits ab.

? Die Geisteswissenschaften leben von ihrer Sprache. Dagegen nivelliere die »Schrumpfform des Englischen«, wie sie in internationalen Zeitschriften dominiert, die geisteswissenschaftliche Terminologie, so formulierte es Julian Nida-Rümelin, Philosophieprofessor in München. Was lässt sich unternehmen, um die reichhaltigen und vielfältigen geisteswissenschaftlichen Landschaften in Europa zu erhalten?

Schorn-Schütte: Wenn Naturwissenschaftler in einem wirklichen Schrumpffenglisch zum Beispiel über chemische Formeln reden, ist das kein Problem. Aber wenn wir etwa unseren Exzellenzcluster zur Entwicklung normativer Strukturen verfassen, dann lassen sich die Feinheiten der philosophisch-historischen Argumentation nicht so ohne weiteres in einer fremden Sprache



abbilden. Wir haben innerhalb der DFG lange über dieses Thema gestritten, inzwischen wird akzeptiert: Die Geistes- und Sozialwissenschaftler reden in ihrer eigenen Sprache, denn dies ist Gegenstand ihrer Forschungen. Wenn ich mit Historikerkollegen aus Italien, Frankreich, England diskutiere, erwarte ich – und das klappt auch bei gut ausgebildeten Leuten –, dass sie in ihrer Sprache mit mir reden und sie erwarten, dass ich das umgekehrt mit ihnen auch tue, so dass wir uns wechselseitig verstehen. So haben wir die Möglichkeit, unsere sehr differenziert strukturierten Argumente in unserer Sprache auszudrücken. Geisteswissenschaftler

müssen also unbedingt mehrere Sprachen in ihrer Ausbildung erlernen. Von dieser Vielsprachigkeit lebt auch der intellektuelle Dialog in den internationalen Graduiertenkollegs.

? Warum müssen denn die geisteswissenschaftlichen Anträge für die Exzellenzinitiative trotzdem in englischer Sprache vorgelegt werden?

Schorn-Schütte: Das hat sich geändert, inzwischen gibt es einen DFG-Beschluss, dass diese auch in deutscher Sprache formuliert werden können, um die Feinheit der Argumentation in allen Verästelungen vorzustellen. Wir können davon ausgehen, dass die internationalen Gutachter das so gut verstehen, dass sie die Übersetzung ins Englische gar nicht brauchen. Im Gegenteil: Sie wollen sogar den ursprünglichen deutschen Text haben.

? Die VolkswagenStiftung hat eine neue Förderinitiative aufgelegt: »Deutsch plus – Wissenschaft ist mehrsprachig.« Sie haben als Kuratoriumsmitglied der VolkswagenStiftung daran mitgewirkt, was steckt dahinter?

Schorn-Schütte: Wir merken, dass die amerikanischen, englischen und

französischen Kollegen wichtige Werke, die in deutscher Sprache erschienen sind, nicht zur Kenntnis nehmen, weil sie diese nicht lesen können. In Deutschland sehen wir es als selbstverständlich an, mehrere Sprachen zu sprechen, doch die Angloamerikaner können selten andere Sprachen, die Engländer noch viel weniger. Und für diese Kollegen will die VolkswagenStiftung mit ihrer Initiative zusätzliche Brücken bauen: Grundlegende geisteswissenschaftliche Werke sollen ins Englische oder Französische übersetzt werden und die VW-Stiftung übernimmt die Übersetzungskosten. So kann die deutsche Debatte, die hoch entwickelt ist und internationales Ansehen genießt, auch im Ausland besser rezipiert werden.

? Einen Denkstil in die andere Sprache zu übertragen, das ist nicht trivial. Welche Erfahrungen haben Sie zum Beispiel in dem ersten Internationalen Geisteswissenschaftlichen Graduiertenkolleg in Hessen gemacht, das Sie leiten?

Schorn-Schütte: Unsere Doktoranden sind Italiener, Österreicher, Deutsche und Niederländer. Durch diese Kooperation können wir schon in der jungen Generation ein Ver-

ständnis dafür wecken, dass es andere Denkstile gibt, dass unterschiedliche Zugangsweisen der nationalen Traditionen existieren; eben diese Einsicht ist Bestandteil geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung! Die Doktoranden aus dem Graduiertenkolleg gehen dann als Multiplikatoren in ihre Universitäten zurück und können ihrerseits die Vielfalt dieser mentalen Zugänge vermitteln.

? Ist denn die Vermittlung dieser Vielfalt überhaupt ein erklärtes europäisches Ziel? Oder dominieren nicht eher die national geprägten Kulturwissenschaften?

Schorn-Schütte: Die Einsicht, dass man europäische Kulturstudien machen muss, die auf nationalen Traditionen beruhen, ist natürlich eine Erkenntnis, die noch nicht so sehr alt ist. Dieser europäische Gedanke der Notwendigkeit, eine gemeinsame Wissenschaftskultur zu vermitteln, ist sicherlich auch durch den Bologna-Prozess zur Internationalisierung des Studiums noch einmal beschleunigt worden. Ein anderer Aspekt ist, dass die deutsche Wissenschaftskultur natürlich nach dem Zweiten Weltkrieg bis in siebziger Jahre hinein höchst zurückhaltend war, wenn es darum ging,

Zur Person

Prof. Dr. Luise Schorn-Schütte, 58, stärkt seit September 2004 die Position der Geisteswissenschaften im Präsidium der Deutschen Forschungsgemeinschaft: Als Vize-Präsidentin dieser Organisation und als Kuratoriumsmitglied der VolkswagenStiftung setzt sich die Frankfurter Historikerin besonders für neue Konzepte ein, die auf die spezifische Arbeitsweise der Geistes- und Sozialwissenschaftler zugeschnitten sind. Nach drei Jahren – im Juli 2007 – endet ihre erste Amtszeit als Vizepräsidentin, eine Wiederwahl ist möglich.

In Frankfurt engagiert sich Schorn-Schütte als Sprecherin des internationalen Graduiertenkollegs »Politische Kommunikation von der Antike bis in das 20. Jahrhundert«, an dem sich Wissenschaftler der Universitäten Frankfurt, Trient, Innsbruck und Bologna beteiligen und das von der DFG und den vier Universitäten gefördert wird [siehe auch Vera Margerie-Seeboth, Christian Bechtold »Warum die römischen Kaiser ihre Vorgänger in den Himmel lobten«, Seite 71]. Die Historikerin, die nach Rufen an die Universitäten Basel und Potsdam von 1993 bis 1998 an der neu gegründeten brandenburgischen Landesuniversität einen Lehrstuhl für neuere allgemeine Geschichte inne hatte, vertritt dieses Gebiet seit 1998 an

der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Sie gehört zum Kreis der Frankfurter Geistes- und Sozialwissenschaftler, die die erste Hürde im Wettbewerb der Exzellenzinitiative genommen haben und nun aufgefordert wurden, ihren Antrag für ein Exzellenzcluster zum Thema »Herausbildung normativer Ordnungen« zu konkretisieren. Die Entscheidung fällt im Oktober.

Wissenschaftlich beschäftigt sich Schorn-Schütte zurzeit mit einer Neuorientierung der historischen Forschung im Sinne einer Wiederbelebung der historischen Politikforschung. Ende 2006 ist von ihr im Verlag C. H. Beck erschienen: »Historische Politikforschung. Eine Einführung«.





zu sagen: Dieses ist unsere Wissenschaftstradition, hinter der müssen wir uns nicht verstecken. Die nächste Generation geht damit sehr viel unbefangener um und belebt die europäische Debatte damit.

? Bildungsministerin Annette Schavan will »Freiräume für die Geisteswissenschaften« schaffen und bis 2009 rund 64 Millionen Euro bereitstellen. Dazu gehört auch die Einrichtung internationaler Forschungskollegs als Orte geisteswissenschaftlicher Spit-

zenforschung. Die Universität Frankfurt hat kürzlich das Forschungskolleg Humanwissenschaften gegründet. Welche Bedeutung messen Sie diesen »Institutes for Advanced Studies« in den Geisteswissenschaften bei?

Schorn-Schütte: Dieses Programm ist eine parallele Aktivität des Ministeriums zu den DFG-Kolleg-Forscherguppen. Die Ministerin wollte auf diesem Weg auch ihr Engagement für die Geisteswissenschaften unterstreichen. Wenn in einer Universität – wie nun in Frankfurt mit dem Forschungskolleg Humanwissenschaften – bereits ein institutioneller Rahmen und eine Infrastruktur aufgebaut werden, dann ist eine gute Voraussetzung geschaffen, um in ein solches Förderprogramm des Ministeriums aufgenommen zu werden. Wenn wir jetzt noch Glück hätten, den Zuschlag für das Exzellenzcluster zu bekommen und eventuell auch mit einem Antrag für eine DFG-Kolleg-Forscherguppe erfolgreich zu sein, gäbe es hervorragende Strukturen, um die Profilbildung der Geistes- und Sozial-

wissenschaften an der Universität Frankfurt voranzubringen.

? Zu den Eliteuniversitäten wird die Johann Wolfgang Goethe-Universität nun zunächst einmal nicht gehören – eine verpasste Chance?

Schorn-Schütte: Ich habe eigentlich gehofft, dass der Frankfurter Antrag eine Chance hat, weil das Konzept der Stiftungsuniversität aus meiner Sicht etwas Kreatives und Neues ist, was an die Traditionen der Bürgeruniversität in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts anknüpft – jenseits der staatlich finanzierten Universität. Die Idee, die Hochschule in eine öffentlich-rechtliche Stiftung umzuwandeln, bleibt eine Herausforderung – ganz unabhängig vom Ausgang dieses Auswahlprozesses. Es wird vermutlich eine Fortsetzung der Exzellenzinitiative geben, nach fünf Jahren werden dann die Karten neu gemischt. Dann werden nicht alle weiter gefördert, die jetzt schon dabei sind, und spätestens dann kann die Universität Frankfurt ihr Glück noch einmal versuchen. ◆

Wie Menschen Normen und Wertvorstellungen mit beeinflussen

Der etwas andere Blick auf dynamische Prozesse bei der Herausbildung normativer Ordnungen – Fragestellungen für das geisteswissenschaftliche Exzellenzcluster

Normative Ordnungen legitimieren die Entstehung und Ausübung politischer Autorität, sie bilden aber auch die Grundstruktur, nach der Chancen und Lebensgüter in einer Gesellschaft verteilt werden sollen. Sie lassen sich nicht per Dekret unumstößlich fixieren, sondern leben von den dynamischen Impulsen aller Beteiligten. Solche Normen, die innerhalb einer Gesellschaft allgemeine Anerkennung beanspruchen und ihren Niederschlag zum Beispiel in Verfassungen finden können, müssen sich zudem kritisch mit der jeweiligen gesellschaftlichen Realität konfrontieren lassen. Oftmals gehen aus dieser Konfrontation neue Konflikte hervor, die zur Herausbildung einer anderen normativen Ordnung führen können.

Wie bilden sich normative Ordnungen, welchen Prozessen sind sie unterworfen? Diese Fragen lassen sich unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten betrachten: Man kann nach den ökonomischen Bedingungen fragen, nach dem Einfluss von anderen Faktoren wie den Macht- und Gewaltverhältnissen oder nach überindividuellen Mechanismen, wie sie sich in hochkomplexen Gesellschaften entwickeln und sich beispielsweise in den Eigenrationalitäten des ökonomischen oder des politischen Systems widerspiegeln, die sich unabhängig von den Absichten der Beteiligten selbst regulieren. In dem geplanten Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen« wollen wir unseren Fokus nicht so sehr auf die an diesen Prozessen beteilig-

ten Systeme richten, sondern auf die Perspektive der Personen, die an der Herausbildung normativer Ordnungen beteiligt sind – Politiker, Richter bis zu Ehrenamtlichen bei Umweltgruppen, aber auch Bürger, die ausschließlich von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen oder sich öffentlich engagieren. Als Akteure haben sie die Erwartung, dass normative Ordnungen ihnen gegenüber gerechtfertigt werden und dass die Rechtfertigungen sie überzeugen können. Solche Erwartungen und die Art und Weise ihrer Erfüllung lassen sich gewiss nicht von jenen anderen Faktoren trennen, aber es wäre genauso falsch, sie nur als oberflächlichen Ausdruck anonymen überindividueller Strukturen zu untersuchen. In den geplanten Projekten des Clusters sollen nicht